

(Nachdruck verboten).

Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

Als Rechludow mit dem Aufsteigen fertig war und auf die Treppe hinaustrat, hielt unten schon sein bekannter Kutsher mit einem Fuhrwerk auf Gummirädern.

„Sie waren gestern gerade vom Fürsten Kortschagin fortgefahren,“ sagte der Kutsher und wandte dabei seinen muskulösen, verbräunten Hals im weißen Hemdkragen zur Seite — „da kam ich dort an, aber der Portier sagte mir: „Sind eben fort.““

Selbst die Kutsher wissen um mein Verhältnis zu Kortschagins Bescheid — dachte Rechludow, und die unentschiedene Frage, die ihn in letzter Zeit ununterbrochen beschäftigt: ob er die Kortschagina heiraten sollte oder nicht, tauchte wieder in ihm auf und er vermochte, wie mit der Mehrzahl aller Fragen, die ihn damals quälten, so auch mit dieser auf keine Weise fertig zu werden.

Zu Gunsten einer Heirat überhaupt sprach erstens der Umstand, daß die Ehe außer den Annehmlichkeiten eines häuslichen Herdes noch die Möglichkeit eines sittlichen Lebenswandels bot (so bezeichnete Rechludow ein derartiges Familienleben); zweitens, hauptsächlich, sprach dafür, daß Rechludow hoffte, eine Familie und Kinder würden seinem jetzt inhaltslosen Leben Sinn verleihen. Diese beiden Gründe sprachen für eine Ehe überhaupt. Gegen sie sprachen die allen Junggesellen gemeinsame Furcht vor dem Einbüßen ihrer Freiheit und zweitens die unbewußte Scheu vor dem geheimnisvollen Wesen des Weibes.

Zu Gunsten einer Ehe, speziell mit Missi (die Kortschagina hieß eigentlich Marija; man hatte ihr aber, wie das in allen Familien bestimmter Kreise geschieht, einen Beinamen gegeben), ließ sich erstens anführen, daß sie aus guter Familie war; daß sie sich in allem, von der Kleidung bis zu ihrer Art des Redens, Gehens, Lachens von einfachen Leuten unterschied, nicht durch etwas ausschließlich ihr Anhaftendes, sondern durch „Korrektheit“ — er wußte keinen andern Ausdruck für diese Eigenschaft und schätzte dieselbe sehr hoch; zweitens ließ sich anführen, daß das Mädchen ihn höher als alle andern Menschen schätzte, folglich, nach seiner Auffassungsweise, ihn verstand. Und dieses Verstehen, das heißt das Anerkennen seines hohen Werts, war Rechludow ein Beweis für ihren Verstand und für ihr richtiges Urteil. Gegen eine Heirat, gerade mit Missi, sprach erstens der Umstand, daß man sehr wahrscheinlich ein Mädchen finden konnte, das noch weit höhere Vorzüge besaß und deshalb seiner noch würdiger war als Missi; und zweitens, daß Missi im Alter von siebenundzwanzig Jahren stand und also sicher schon früher jemand geliebt hatte. Dieser Gedanke war quälend für Rechludow. Sein Stolz konnte sich nicht damit ansöhnen, daß sie auch in der Vergangenheit nicht ihn allein hatte lieben können. Versteht sich, sie konnte nicht wissen, daß sie ihm begegnen würde, aber schon der Gedanke, daß sie vielleicht vor ihm jemanden geliebt hatte, bedeutete für Rechludow eine Kränkung.

So sprachen also ebenso viel Gründe für, wie gegen die Ehe; wenigstens waren sich die Gründe an Stichthaltigkeit gleich, und Rechludow lachte über sich selbst und nannte sich einen Esel, der zwischen zwei Bündeln Hen steht und nicht weiß, welchem von beiden er sich zuwenden soll.

Wenn er übrigens von Maria Wassiljewna, der Gemahlin des Adelsmarschalls, keine Antwort erhielt, aus der hervorging, daß sie sich mit der Angelegenheit vollständig abgefunden hätte, konnte er so wie so nichts unternehmen.

Der Gedanke, daß er mit der Entscheidung noch warten könnte und müßte, war ihm unangenehm.

„Uebrigens werde ich das alles später überlegen,“ sagte er sich, als seine Hemdrosche geräuschlos auf dem Asphaltpflaster bereits in die Einfahrt zum Gerichtsgebäude rollte.

„Jetzt gilt es gewissenhaft, wie ich das immer thue und für meine Pflicht halte, der Gesellschaft gegenüber meine Schuldigkeit zu thun. Oft ist das ja auch ganz interessant,“ meinte er und schritt an dem Portier vorbei in die Halle des Gerichtsgebäudes.

Fünftes Kapitel.

In den Korridoren des Gerichtsgebäudes herrschte schon rege Bewegung, als Rechludow in das Haus eintrat.

Die Gerichtsdienner eilten in schneller Gangart, zuweilen sogar im Trabe, ohne die Füße vom Boden zu erheben, schlürfenden Schritts mit Ästen und Austrägen keuchend hin und her. Die Kommissare, Advokaten und Gerichtspersonen kamen und gingen; Supplikanten und Angeklagte auf freiem Fuß drückten sich verdrießlich an den Wänden entlang oder saßen erwartungsvoll da.

„Wo ist das Bezirksgericht?“ fragte Rechludow einen Gerichtsdienner.

„Welches soll es sein? Es giebt eine Civilabteilung und das Oberlandesgericht.“

„Ich bin Geschwornener.“

„Kriminalabteilung. Gätten Sie gleich sagen können. Hier rechts um die Ecke, dann links die zweite Thür.“

Rechludow ging in der angegebenen Richtung vorwärts.

Vor der bezeichneten Thür standen zwei Herren und warteten: einer war ein großer dicker Kaufmann, ein gutmütiger Mensch, der offenbar gut gegessen und getrunken hatte und nun recht gemüthlich gestimmt war; der andre war ein Commis jüdischer Herkunft. Die beiden unterhielten sich über Wollpreise, als Rechludow zu ihnen trat und fragte, ob hier das Geschwornenzimmer sei.

„Hier, mein Herr, hier. Sind Sie auch Geschwornener, wie wir?“ fragte der gutmütige Kaufmann, lustig mit den Augen zwinkernd.

„Also werden wir uns zusammen quälen,“ fuhr er auf Rechludows bejahende Antwort fort. „Ballaschow, Kaufmann zweiter Gilde,“ damit reichte er seine breite, weiche, schlaffe Hand. „Ja, ja, man muß sich quälen. Mit wem habe ich das Vergnügen?“

Rechludow nannte seinen Namen und trat in das Zimmer der Geschwornenen.

In dem kleinen Saale waren zehn Leute verschiedener Herkunft versammelt. Alle waren eben erst gekommen und saßen oder gingen hin und her, saßen sich an und schlossen Bekanntschaft. Einer, ein Militär außer Dienst, trug Uniform, die andern waren im Gehrock oder Jackett erschienen, nur einer ging im langen Stofan.

An allen war, trotzdem diese Sitzung viele ihrer gewohnten Thätigkeit entrißen hatte und sie geradezu sagten, das Amt sei ihnen lästig — der Ausdruck eines gewissen Vergnügens zu bemerken, das durch das Bewußtsein der Erfüllung einer wichtigen Bürgerpflicht in ihnen hervorgerufen war.

Die Geschwornenen, die zum Teil Bekanntschaft schlossen, teils nur mitmaßten, wer sie seien, unterhielten sich vom Wetter, vom zeitigen Frühjahr und von der bevorstehenden Schwurgerichtsverhandlung. Die mit Rechludow nicht bekannt waren, beeilten sich, seine Bekanntschaft zu machen, weil sie das offenbar für eine besondere Ehre hielten. Und Rechludow nahm diese Ehrenbezeugung, wie stets unter unbekanntem Leuten, als etwas ihm Gebührendes entgegen. Wenn man ihn gefragt hätte, warum er sich für bedeutender als die Mehrzahl der Leute hielt, so hätte er darauf nicht antworten können, da sein ganzes Leben keine besondern Vorzüge aufwies. Denn daß er schon englisch, französisch und deutsch sprach, daß er Wäsche, Kleider, Kravatten und Hemdenknöpfe von den allerersten Lieferanten trug, konnte nicht der Grund für die Anerkennung seiner Ueberlegenheit sein. Das sah er selbst ein. Aber dabei erkannte er doch diese seine Ueberlegenheit rüchhaltlos an und nahm die ihm erwiesenen Ehrenbezeugungen als das Gebührende entgegen und that beleidigt, wenn man sie ihm vorenthielt. Im Geschwornenzimmer mußte er gerade dieses unangenehme Gefühl ihm vorenthaltener Ehrenbezeugung durchkosten. Unter den Geschwornenen befand sich ein Bekannter Rechludows. Das war Peter Gerassimowitsch (Rechludow wußte nie seinen Familiennamen und prahlte sogar etwas damit), der frühere Lehrer seiner Schwesterfinder. Peter Gerassimowitsch war jetzt Gymnasiallehrer. Er war Rechludow schon immer durch seine Vertraulichkeit, sein selbstzufriedenes Lachen, überhaupt durch seine „kommunen Manieren“, wie Rechludows Schwester sich ausdrückte, unerträglich gewesen.

„Also Sie sind richtig auch dabei reingefallen,“ empfing Peter Gerassimowitsch mit lautem Gelächter Rechljudow, — „konnten Sie sich nicht dünne machen?“

„Habe nie daran gedacht,“ sagte Rechljudow strenge und ärgerlich.

„Das nenne ich bürgerlich gehandelt! Na, warten Sie nur, wenn erst der Hunger kommt und der Schlaf nicht kommt, werden Sie schon anders fingen!“ lachte Peter Gerassimowitsch noch lauter.

Dieser Oberpriestersohn wird mich gleich noch mit Du anreden, dachte Rechljudow und drückte dabei in seinem Gesicht einen Stummer aus, der nur dann natürlich gewesen wäre, wenn man ihm soeben vom Tode seiner sämtlichen Verwandten Mitteilung gemacht hätte. Er trat also von jenem weg und näherte sich einer Gruppe, die sich um einen großen, rasierten, stattlichen Herrn gebildet hatte, der lebhaft etwas erzählte. Dieser Herr sprach von einem Prozeß, der eben jetzt in der Zivilabteilung verhandelt wurde, wie von einer ihm genau bekannten Sache, und nannte dabei die Richter und berühmten Advokaten mit Vor- und Zunamen. Er erzählte von der wunderbaren Wendung, die ein berühmter Advokat der Sache zu geben verstanden hätte, und infolge deren eine der beiden Parteien, eine alte Dame, obwohl sie vollkommen im Recht sei, um nichts und wieder nichts eine große Summe Geldes an die Gegenpartei bezahlen mußte.

„Ein genialer Advokat,“ sagte er.

Man hörte ihm ehrerbietig zu, und einige bemühten sich wohl, hier und da eine Bemerkung einfließen zu lassen, aber er schnitt allen das Wort ab, als wenn ihm allein der wahre Sachverhalt bekannt sein könnte.

Obgleich Rechljudow schon spät gekommen war, mußte er noch lange warten. Die Verhandlung zögerte sich deshalb hin, weil ein Mitglied des Gerichtshofes bislang nicht erschienen war.

Sechstes Kapitel.

Der Vorsitzende kam frühzeitig ins Gericht. Er war ein großer, kräftiger Mann, mit langem, grauem Vadenbart. Er war verheiratet, führte aber, gerade wie seine Frau, ein sehr lockeres Leben. Man that sich gegenseitig keinen Zwang an. Heute morgen hatte er ein Billet von der Gouvernante, einer Schweizerin, erhalten, die den Sommer bei ihm in Stellung gewesen und jetzt auf der Durchreise vom Süden nach Petersburg im Gasthause „Italia“ abgestiegen war, wo sie ihn zwischen drei und sechs Uhr erwartete. Aus diesem Grunde wünschte er die Sitzung heute früher anzufangen und früher zu schließen, damit er vor sechs Uhr bei der rotblonden Mlra Wassiljewna sein könnte, mit welcher er letzten Sommer im Landhause einen Roman angeknüpft hatte.

Nach seinem Eintritt in das Kabinett riegelte er die Thür zu, holte aus dem Aktenschrank vom untersten Brett zwei Manteln und machte zwanzig Bewegungen aufwärts, vorwärts, seitwärts, abwärts; dann machte er dreimal halbe Kniebeuge, wobei er die Manteln über dem Kopf hielt.

Nichts erhält doch so gesund, wie kalte Abreibungen und Gymnastik, dachte er und betastete mit dem goldgeschmückten Ringfinger der linken Hand den angespannten Viceps des rechten Armes; ihm blieb noch übrig, die Drehung mit gestreckten Armen auszuführen (diese beiden Uebungen wurden stets vor dem langen Sitzen in der Verhandlung von ihm gemacht), als die Thür erzitterte. Jemand wollte sie öffnen. Der Vorsitzende legte geschwind die Manteln an ihren Platz und öffnete die Thür.

„Entschuldigen Sie,“ sagte er.

Ins Zimmer trat ein Mitglied des Gerichtshofes. Der Herr trug eine goldene Brille, war klein, hatte hohe Schultern und ein mürrisches Gesicht.

„Ist wieder Matwoi Nikitiitsch nicht da?“ sagte das Mitglied des Gerichtshofs unzufrieden.

„Nein, ist noch nicht da,“ antwortete der Vorsitzende und zog sich die Uniform an. „Der kommt auch immer zu spät.“

„Sonderbar, daß er sich gar nicht schämt,“ sagte das Mitglied, setzte sich ärgerlich hin und holte Cigaretten hervor.

Dieser Herr, ein sehr accurater Mann, hatte heute morgen einen unangenehmen Zusammenstoß mit seiner Frau gehabt, weil sie mit ihrem Monatsgeld vor der bestimmten Frist zu Ende gewesen war. Sie bat ihn um Vorschuß, aber er sagte, er ginge von seinen Grundsätzen nicht ab. Da gab es keine neue Scene. Die Frau sagte, wenn er so sei, gäbe es kein Mittagessen, er solle nicht auf Mittagessen zu Hause rechnen. Darauf war er fortgefahren und fürchtete nun, sie würde ihre Drohung wahr machen; denn

man konnte von ihr alles gewärtigen. „Da soll einer noch brav und anständig weiterleben“, dachte er und sah auf den strahlenden, gesunden, fröhlichen, gutgelaunten Vorsitzenden, der, beide Ellbogen breit aufstützend, mit seinen hübschen, weißen Fingern den dichten, langen, grauen Vadenbart auf beiden Seiten des gestickten Kragens strich: „Er ist immer zufrieden und vergnügt, während ich mich quäle.“ Der Gerichtsjekretär kam herein und brachte die Akten.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Kochfrau.

Skizze von Alfred af Hedenstjerna.
Autorisierte Uebersetzung von E. Brausewetter.
(Schluß.)

Frau Holm eilte in der Richtung zum Markt davon. Ich zog meine Uhr auf und sah bald auf den Zeiger, bald dem sicher sehr netten, aber äußerst einfachen Baumwollkleid der Frau Holm nach.

Fräulein Holm, sie hieß übrigens Amanda, lachte ein wenig verlegen, ja, mir war es sogar, als wenn sie errötele und sagte:

„Sie wundern sich gewiß über die Toilette, in der meine Mutter zum Mittag geht?“

„Ach, wie sollte ich...? Aber es kommt mir etwas merkwürdig früh vor und... sind Sie nicht auch eingeladen, Fräulein?“

„Nein, und Mama ist auch nicht „eingeladen“, sondern... sie ist Kochfrau, sehen Sie...“

Nachdem ich sie einen Augenblick dünn angestarrt hatte und nichts zu sagen wußte, murmelte ich etwas von dem kulturfördernden Einfluß der Kochfrauen.

Am Abend, als Frau Holm wieder von dem Schmause nach Hause gekommen war, promenierte Fräulein Amanda mit ein paar Bekannten auf dem Kirchhof, und alles war still und friedlich, da meinte Frau Holm, während wir auf der Veranda saßen:

„Ja bin ein Kind der Stadt, sehen Sie, und habe mich nie von hier losreißen können, obwohl man es hätte thun sollen, denn es geht einem hier schlecht...“

„Inwiefern, Frau Holm? Ach ja, Sie sind Witwe, aber...“

„... Dafür giebt es auch Trost, meinen Sie? Ja, bisweilen, aber nicht immer. Wehüte, ich lasse nicht den Kopf hängen, seufze und weine auch nicht; aber meiner Johann vergesse ich doch niemals! Und dann habe ich ein so schönes Andenken an ihn, die Sorge und Placerei, um mein Kind und mich zu versorgen. Er hatte ein Geschäft, das recht gut ging; aber er starb bereits im dritten Jahr, bevor wir etwas zurücklegen konnten, und ich wußte mir anfangs keinen Rat, wie ich uns ernähren sollte, da ich eigentlich nur wußte, wie man Geld unter die Leute bringt.“

„Arme Frau Holm!“

„Es giebt Leute, denen es noch schlechter geht, gewiß; aber es kann auch schwer genug sein, bei den Dinners und Soupers der Kinder Herzer zu locken, die meine Jugendfreundinnen waren, oder durch die Thüre einen Blick in den Saal zu werfen, in dem man als junges Mädchen selbst tanzte. Aber im Laufe der Zeit vergißt man das Vergangene. Als ich in diesen Tagen bei einer silbernen Hochzeit das Diner bereite, entsann ich die Frau darauf, daß ich auf ihrer Hochzeit als Brautdame gewesen war, erst mitten während des Mahles; aber dann war sie auch so freundlich, in die Küche hinauszukommen und mit mir anzustoßen. Sie nennen mich „Marie“, und ich mache natürlich keinen Versuch, sie anders zu nennen, als „gnädige Frau“.

„Um!“

„Aber wissen Sie, was mich doch am meisten ärgert?“

„Nein.“

„Daß mein Johann, der so gern etwas Gutes aß und alles so rühmte, was auf unserm Tisch kam, niemals erfahren soll, wie ich jetzt locken kann! Ach, der arme Johann, als er lebte, konnte ich ja nicht viel. Auch da kommt es wie bei allem auf Uebung, Gewandtheit und Kenntnisse an.“

„Herr Holm war also ein Feinschmecker?“

„Gewiß; aber wenn ich daran denke, wie wenig ich damals konnte! Ach, der Gute! Er hatte keine Ahnung, was seine Marie alles lernen würde!“

Sie war die ganze Zeit sehr ruhig gewesen. Es hatte ihr keine Thräne der Demüthigung geflossen, als sie erzählte, daß die Silberbrant mit ihr in der Küche angestochen hatte; aber als sie nun daran dachte, daß ihr Johann niemals eine Ahnung von der Entwidlung ihrer kulinarischen Talente bekommen würde, da flossen die Thränen in Strömen.

„Er liegt dort, wo wir heute früh Kaffee getrunken haben. Ich habe die Bank dort hingesezt.“

Wie traurig, so nahe einer so meisterlichen Kochkünstlerin zu sein, und sich dann in einer Daseinsform zu befinden, in der man nicht mehr ihr warmes Herz und ihre reiche Begabung genießen kann!

Beinahe bedauerte ich den seligen Holm. Vielleicht sitzt er dort mit Abraham, Isaac und Jacob zu Tische; aber was versteht man im Jenseits vom Menu?

„Sie haben wohl viel Beobachtungen angestellt, Frau Holm, bei den vielen feierlichen und frohen Festen, bei denen Sie als Kochfrau sozusagen hinter die Coullissen der Familien geschaut haben?“

„Ach ja, mehr als mir bisweilen lieb gewesen ist. Denn es ist gerade nichts Erheiterndes, zu sehen, wie oft die Herzensfreude beim Begräbnis größer ist, als auf der Hochzeit, oder zu hören, wie Mann und Frau sich zanken, was es kostet, wenn für den Geburtstag des andern ein Fest gegeben werden soll.“

„Es müßte sehr interessant sein, Sie Einiges erzählen zu hören, was Sie bei solchen Gelegenheiten erfahren haben. Mein Name ist...“

„Ach, machen Sie sich weiter keine Mühe. Ich kannte Sie gleich wieder nach einem Bild im „Familienblatt“, als Sie draußen vor der Thür standen. Ich will Ihnen sagen, nicht jeder Beliebige dürfte in Amanda's Bett schlafen und ich würde auch nicht jedem am Grabe Kaffee anbieten.“

„Ach, Frau Holm, Sie schmeicheln mir! Und die Geschichten, wie wird es mit denen?“

„Na, wie wollen sehen!“

Kleines Feuilleton.

— **Rosen von Jericho.** Der „Frankf. Bzg.“ wird geschrieben: Ueber die Rosen von Jericho handelt Dr. Konrad Schid im „Palestine Exploration Fund“. Er führt u. a. folgendes aus: Die Rose von Jericho wird von der Weisheit Sirachs (XXIV, 14) zuerst erwähnt. Damals mag das herrliche Jordantal ein Rosengarten gewesen sein und noch 1172 schrieb ein Theodorich: „Viele Rosen wachsen in Jericho und ebenso treffliche Trauben“. Doch nach den Kreuzzügen hörte das auf. Da aber die Rosen von Jericho mit der heiligen Jungfrau in Verbindung gebracht waren (Mad el'Azra, die Hand der Jungfrau), so wollten alle Palästina-pilger Rosen von Jericho sehen und besitzen. So kam die Auferstehungspflanze (Anastatica hierochontica) dazu, als Ersatz für die Rose zu gelten. Die Anastatica, die tot daliegt, wenn sie getrocknet ist, und deren Zweige dann eine kugelige Masse bilden, während sie immer und immer sich wieder ausbreiten und aufleben, wenn man sie ins Wasser legt. Mancherlei Aberglaube knüpft sich an die Pflanze: sie wache nur da, wo die Jungfrau Maria gestanden und gegangen, sie öffne sich nur an gewissen Festtagen der christlichen Kirche und abends (zum Beispiel am Weihnachtsabend); in der Hand einer Gebärenden lindere sie die Schmerzen und erleichtere die Geburt. Aber „sie ist weder eine Rose, noch wächst sie in Jericho“, sagt Wädeker. In den Ufern des toten Meers und in der Wüste ist sie zu finden, von der Sinaihalbinsel an bis zum Jordan. Nach des Bruders Lievin de Hammés „Führer zu den heiligen Stätten“ hat man im Mittelalter noch eine andre Pflanze als Rose von Jericho angesehen, von der man erst in der Neuzeit wieder weiß, welche gemeint war. Schid nennt sie *Odonotpermum Pygmaeum*; die Pflanze ist wohl identisch mit dem *Asteriscus Pygmaeus*, welche sich in den Wappen mehrerer französischer kreuzfahrenden Adelsfamilien findet. Gerade jetzt sollen von Nebel sturmtel im Westen von Jericho zahlreiche Exemplare des *Odonotpermum* oder *Asteriscus* nach Jerusalem auf den Markt gekommen sein. Diese Pflanze hat alle Eigentümlichkeiten der *Anastatica hierochontica*, und sie öffnet und schließt sich noch rascher als die letztere. —

Theater.

Akademisch-litterarischer Verein: Antigone von Sophokles. — Der junge Verein hat sich durch die vorgestrige Aufführung ein neues Verdienst erworben. Gleichzeitig wurde zur Gewissheit, was nach der ersten Vorstellung nur Vermutung war: der Chor muß weg! Es geht nicht, eine Tragödie in modernem Stil zu spielen und dann die uns völlig fremde Einrichtung des Chors zu übernehmen. Der Verein sollte den Mut der Konsequenz haben und den Chor in Volkssenen und Einzelsprache auflösen. Da er auf diese Weise die Dichtung unförmig veränderte, nähelungen würde, würde er auch durchaus im Geiste der echten Pietät handeln.

„Antigone“ liegt uns von vornherein viel näher, als der *Oedipus*. Der Mann, der hier vom Schicksal geschlagen wird, fällt in einem Konflikt, der auch nach unrer Auffassung tragisch ist. Der Gegensatz zwischen den starren Forderungen der Staatsvermuth und den Geboten der Menschlichkeit kommt ergreifend zum Ausdruck. Auch die Charakteristik erscheint mir lebensvoller als im „*Oedipus*“ zu sein. Einzelne Scenen sind — selbst in der etwas trocknen Uebersetzung, die benutzt wurde — von fast Schaleppareidischer Wucht. Herr Heine war als Kreon ausgezeichnet. Das Schauspielhaus sollte sich seinen eignen Darsteller wirklich einmal ansehen. Es befindet sich in einem bösen Jertum, wenn es glaubt, reich genug zu sein, um derartige Kräfte unbemüht lassen zu können. Fel. Dumont war als Antigone nicht an ihrem Platz. Ihrem Organ fehlt manches für den großen tragischen Stil und ihren Empfindungen auch. Warum will sie die schönen Eindrücke vertuschen, die wir von ihren modernen Rollen erhalten haben? Der *Teiresias* muß größer und furchtbarer wirken, als er in der Darstellung Reinhardt's wirkte. Reinhardt ist ein ausgezeichnete Künstler, aber der Stil seiner Kunst widerspricht der Rolle. Eben weil er in seinem eignen Stil so Ergreifendes leistet, versagt er, wenn er in einem andern spielen muß. Schließlich wären noch Herr Rathler und Winterstein zu nennen.

Der Dichtung ging ein scenischer Prolog von Hofmannsthal voraus, der besser fortgeblieben wäre. Ueber den litterarischen Wert will ich damit nicht geurteilt haben, einfach weil ich den Schauspieler, der die Hauptrolle spielte, nicht verstand. Was ich aber rein äußerlich verstand, verstand ich dem Sinn nach nicht und kam so zu keinem Urtheil kommen. Der Prolog war aber viel zu eng mit der Dichtung verwoben. Herr Hofmannsthal und Sophokles soll man nicht zu nahe aneinander bringen. Das schadet beiden. Vor allem natürlich Hofmannsthal. —

E. S.

Kulturgeschichtliches.

K. Ein prähistorisches Verschönerungsmittel. Es ist bekannt, daß die alten griechischen Athleten ihre Haut geschmeidig machten, indem sie den Körper mit Oel einrieben und die Haut mit einem besonderen Instrument abstrakten. Daß aber diese Pflege der Haut schon in frühesten Zeiten bei einer primitiven Bevölkerung zu finden ist, beweist nenerdings ein eigentümliches Brotierinstrument, das mehrfach an der Stätte des alten Troja und bei den neueren Ausgrabungen auf Melos gefunden worden ist. Nach dem Fundort gehört es in eine noch frühere Periode als die mykenische und ist daher von größter Wichtigkeit für die Kultur dieser ältesten Bevölkerung. Es sind Kegel oder Keile von Terrakotta, deren Dide an der Basis drei und zwei Zoll beträgt, die Höhe ist zwei Fuß. Dicht an der Spitze ist durch den ganzen Kegel hindurch ein Loch gebohrt. Das merkwürdigste an diesen Kegeln ist aber das Aussehen der Unterseite der Basis; in diese sind zahlreiche kleine Löcher in unregelmäßigen Reihen eingekerbt. Die Bestimmung dieses Instruments hat bereits zu den verschiedenartigsten Deutungen Veranlassung gegeben. Schliemann glaubte, daß die Löcher ursprünglich mit Vorsten gefüllt waren, und dieser Kegel also den Griff einer Bürste darstellte. Dazu scheint aber die Form wenig geeignet; die Vorsten wären bei dem geringsten Seitendruck herabgefallen, und von einer Cementbefestigung am Grunde ist nichts zu sehen. Gegen eine andre Theorie, daß der Kegel zum Abdruck farbiger Muster auf die Haut oder auf Webereien diente, spricht die Unebenheit der Basis. In dem soeben erschienenen Heft der „*Classical Review*“ weist nun Cecil Smith eine andre Bestimmung dieser sogenannten „Troja-Bürsten“ nach. Die rauhe Oberfläche diente dazu, die Haut weich und glänzend zu machen, so daß man es hier also mit einem der ältesten Schönheitsmittel zu thun hat. Das ergibt sich auch besonders aus der analogen Verwendung von vollständig gleichen Terrakottagegenständen bei den Aegyptern. In seinem Buch über die Aegyptier erzählt Lane bei der Beschreibung eines ägyptischen Bades: „Nachdem man den Körper geknetet hat oder auch früher reibt der Diener die Fußsohlen des Badenden mit einer Art Kapsel aus gebranntem Thon. Dazu werden zwei Arten von Kapseln verwendet. Die eine ist sehr porös und rauh und in die reibende Oberfläche sind mehrere Linien eingekerbt, die andre ist aus festem schönem Thon, und die Oberfläche, mit der das Reiben ausgeführt wird, ist künstlich rauh gemacht. Die rauhere Kapsel ist von großem Nutzen für die Leute, die keine Strümpfe tragen, was ja bei den Bewohnern Aegyptens meistens der Fall ist. Die andre ist für die empfindlicheren bestimmt zum Reiben der Glieder, um die Haut weich zu machen.“ Diese Beschreibung paßt genau auf die Form der prähistorischen Terrakotta-Kegel, ebenso die Art des gebrannten Thons. Die auf der untern Basis roh eingelerbten Muster sollten die Reibungsfläche rauh machen. Das Loch an der Spitze war zum Durchziehen eines Rings und Aufhängen des Instruments bestimmt, oder auch, um dem Finger des Reibenden einen besseren Halt zu geben. Daß die Haut dieser vormykenischen Bevölkerung noch nicht sehr empfindlich war und Strümpfe damals noch zu den unbekanntesten Kleidungsstücken gehörten, ist wohl sicher voranzusehen. Das Frottieren wurde auch wohl kann auf die Fußsohlen allein beschränkt, sondern erstreckte sich auf den ganzen Körper. Auf das „Polieren“ der Haut spielt schon Hesiod an. —

Archäologisches.

— Ueber die Altertümer von Copán und Quiriguá sprach Prof. Selzer in der letzten Sitzung der Berliner „Gesellschaft für Anthropologie“. Die „*M. A. Z.*“ berichtet über den Vortrag folgendes: Dem Vortragenden ist es in jüngster Zeit geglückt, das Material für die Entzifferung der Bilder der Hieroglyphen zu mehreren, die sich auf den Steinmonumenten der Maya auf der Ruinenstätte von Palenke finden. Diese Stätte ist an der Grenze von Guatemala und Honduras gelegen, am Ende einer alten Handelsstraße, die hier vom Atlantik nach Central-Amerika führte und noch durch Cortez bemüht worden ist. Die von Flüssen durchströmte Region hieß wegen des starken Kanoeverkehrs daselbst bei den Eingeborenen das „Land der Schiffe“, und die Straße ist noch bis nach Vera Paz hin zu verfolgen. In Guatemala selbst finden wir die Monumente nicht, die hier am Rio Montagua, bei Copán in der Bildnis des Itz'wals aufgefunden worden sind. Es sind Komplexe von Monumenten, und in ihren vom Flusse aus anwärts ansteigenden Terrassen haben diese Ranten mit denen des alten Troja Ähnlichkeit. Oberhalb der Terrassen ist ein Hof, in dem sich teils als Säulen, teils als Altarpfatten bemühte große Steinmonumente befinden, die mit Bildern und mit Hieroglyphen bedeckt sind. Die Anlage von Quiriguá entspricht der von Copán. Im Berliner „Museum für Völkerkunde“ befindet sich der Abguss einer Stele von Quiriguá, auf deren breiterer Vorderseite eine mit Kopfpuz geschmückte, reichgekleidete menschliche Figur dargestellt ist, während die Seitenflächen der Säule mit Reihen von Hieroglyphen

bedeckt sind. Diesen Dingen aus dem Gebiete der Maya-Kultur stand man zuerst bei dem Mangel an historischen Nachrichten hilflos gegenüber. Aus den Mitteilungen des Bischofs Landa von Yucatan in seinen „*cocas de Yucatan*“ konnte man indessen die Umrissung gewinnen, daß die Grundlagen der Chronologie bei den Maya-Stämmen mit der aus Alt-Mexico her bekannten, übereinstimmte, daß die gleichen Grundvorstellungen, wie sie sich in den 20 aufeinander folgenden und sich in bestimmten Perioden wiederholenden Tagen des almahaniischen Festkalenders finden, für die Namen und Zeichen uns bekannt sind, hier wieder erscheinen. Durch sorgfältige Vergleichung der Bilderhandschriften, die wir von den Maya und den alten Mexitanern besitzen, mit den Monumenten ist die mit vielem Scharfsinn durchgeführte Deutung von Bildern und Hieroglyphen für die Zahlenzeichen von 1 bis 10 gelungen, mit Ausnahme des Zeichens für 2, das noch nicht ganz sicher feststeht. Das Telpatel = Feuerstein der Mexitaner findet im Feuersteinmesser der Maya seine Analogie. Die Zeichen für die 18 Jahresfeste, die je 20 Tage von einander entfernt sind und mit ihren Namen von Landa überliefert sind, hat man nach den Handschriften auf den Monumenten wiedergefunden. Der Referent erörterte im Verlaufe seiner Darlegungen zunächst das Zahlen-system, wie es sich aus dem Festkalender der Maya finden läßt. Dadurch, daß gewisse Zahlenzeichen in der sogenannten „Dressener Handschrift“ rot und andre schwarz angegeben sind, kam man auf Beziehungen gewisser Differenzen und zur Erkenntnis des Stellenwertes der zu Säulen geordneten Zahlenzeichen, und es ergaben sich für die verschiedenen Stellen folgende Werte der Zifferzeichen: In erster Stelle stehen die Einer, die zweite Stelle nehmen dann die Zwanziger ein, und es folgen an dritter Stelle die 360er, dann die 20mal 360er, endlich die 20mal 20mal 360er. Diese Perioden sind auch in der Sprache der Maya = Stämme, die große Zahlen lieben, begründet. Die Sonne gilt auf den Monumenten als Symbol für den Einzeltag und die Tage haben neben ihren Zahlenzeichen auch noch eine bildliche Bezeichnung, die mit dem Zahlenzeichen in Zusammenhang zu bringen ist. Es ist durch diese Forschungen erwiesen worden, daß ähnlich wie die alten Römer die Wochentage nach ihren Göttern bezeichneten, auch dieser Brauch bei den Maya-Stämmen Centralamerikas existiert. Je 13 Tage ihrer 20er-Periode zwischen den einzelnen Festen sind durch die Bilder von je 13 verschiedenen Göttern bezeichnet, während die noch fehlenden 7 Tage durch eine Komposition der Zeichen zu dem sie charakterisierenden Bilde gelangt sind. Fast der ganze Festkalender der Maya kann nunmehr als bekannt gelten. —

Aus dem Tierleben.

— Ueber den Stacheling schreibt C. Wade in der Wochenschrift „*Nerhus*“: Von den Stachelingen (*Gasterosteus*) sind etwa zehn Arten genauer bekannt, von denen eine Art (*Gasterosteus spinachia*) im Salz- und Brackwasser lebt, während man die übrigen Arten hauptsächlich als Süßwasserbewohner ansprechen kann, obgleich sie alle im stände sind, auch im Meere existieren zu können. Alle bekannteren Arten sind auf die gemäßigten und die Polarzone der nördlichen Halbkugel in ihrem Vorkommen beschränkt. Unsere beiden in Deutschland vorkommenden Süßwasserarten sind der dreistachelige Stacheling und der kleine Stacheling, von denen der erste wegen seiner eigenartigen Körperbeschickung ein allgemeines Interesse beansprucht. Die durch ein silberglänzendes Pigment gefärbte Haut des Knumpfes erscheint bei dem dreistacheligen Stacheling in Mitteleuropa größtenteils nackt, bei den weiter nördlich vorkommenden Formen bilden sich mediane Rückenstacheln und seitliche Schienen derart an ihr aus, daß der Fisch oft bis zur Bauchseite ganz gepanzert erscheint. Zwischen diesen beiden Formen sind aber zahlreiche Uebergänge vorhanden, so daß die Aufstellung von verschiedenen Arten in dieser Hinsicht als nicht gerechtfertigt erscheint. Wenn angegeben wird, daß diese verschiedenartige Beschickung als Sommer- und Winterkleid anzusehen ist, d. h., daß der Stacheling ohne Schilder sein Sommerkleid trägt und sich im Hochzeitschmuck befindet, der Panzer aber das Winterkleid darstellt, so ist auch dieses nicht richtig, denn an im Aquarium gehaltenen Exemplaren konnte ich feststellen, daß die beschriebene Form auch zur Fortpflanzungszeit Schilder trägt, die nackte Form dagegen auch im Winter keine Körperbedeckung erhält. Von den Flossen des Stachelings sind die eigenartigen Bauchflossen besonders erwähnenswert. Diese sind bandständig, mit dem Schambein verbunden und bestehen aus einem starken Stachel und einem kleinen Stachel. Vor der weichen Rückenflosse haben drei starke Stacheln eine isolierte Stellung, während sich vor der Afterflosse gleichfalls ein starker Stachel befindet. Da der Stacheling diese Stacheln, die keine zu unterschätzenden Waffen bilden, lange Zeit hindurch ausgerichtet hält, so mühten die Stachelmuskeln mit der Zeit durch dieses Anspannen sehr ermüden, so daß der Fisch in diesem wechellosen Zustande nun seinen Feinden vollständig preisgegeben wäre, wenn nicht gewisse Anordnungen und Vorrichtungen den Muskeln das Aufrecht-erhalten der Stacheln erleichterten. Zu diesem Zwecke sind die Stacheln mit Sperrvorrichtungen versehen, die nur dann die Stacheln niederlegen, wenn der Fisch es wünscht, mit Gewalt, und zwar mit ziemlicher Kraft aber nur niedergedrückt werden können, wenn die Sperrvorrichtung zerbrochen wird. Aus diesem Grunde vergeifen sich auch nur ungewählte Raubfische an dem Stacheling. Der Hecht, der sonst keinen lebenden Fisch verschont, der in die Nähe seines weiten Rachens

kommt, läßt die im ihn spielenden Stachelinge völlig unbeachtet, vergreift sich aber nicht selten an dem ebenfalls mit starken Stacheln bewehrten Barsch, der keine Sperrvorrichtungen besitzt, und hält den Kopf dieses Räubers so lange in seinem Rachen, bis der Barsch ermüdet seine Stacheln niederlegt und läßt ihn dann in seinem unerfättliche Schlund verschwinden. Durch die Ausbildung so vorzüglich ausgestatteter Stacheln konnte bei dem Stacheling die äußere Körperpanzerung als etwas überflüssiges immerhin schwinden, auch ohne diesen Panzer, der einer freien Bewegung sich stets hinderlich zeigt, ist ja der Stacheling trefflicher geschüst, als viele andre Fische; der Panzer wird von der jüngeren Generation der Stachelinge stets mehr und mehr als unnötiger Ballast abgestreift. Entsprechend seiner nur geringen Größe ist der Stacheling einer der gefährlichsten Räuber, den das Süßwasser aufweist. Er verzehrt den Laich und die Brut anderer Fische, denen er mit dem größten Eifer, der größten Schlantheit und Gier nachstellt. Im meisten interessant ist der Stacheling durch den Bau seines Nestes, welches er aus Pflanzenteilen und andren Stoffen am Grunde des Gewässers aufbaut. Sobald geeignetes Baumaterial herbeigeschafft ist, wird dieses durch einen Leintropfen, der aus der Geschlechtsöffnung tritt, zusammengeklittet und der Bau nach innen und außen abgerundet. Das Männchen klopft und pflückt Hälmchen heraus, leimt sie an anderer Stelle wieder fest, verflechtet die Enden der Baumaterialien miteinander, so daß ein rundliches Nest entsteht, das oben und unten vollständig geschlossen ist, seitlich aber eine Oeffnung trägt. Unter zierlichen und graziosen Bewegungen wird ein Weibchen vom Männchen dazu eingeladen, seinen Laich dem Neste anzuvertrauen und helfen diese Liebfosungen nichts, laden die glühenden Körperfarben, die jetzt das Männchen zur Schau trägt, nicht, so wird ein andres Weib gesucht, welches sich gefügiger zeigt. Dieses schlüpft in den Eingang ein, legt hier einige Eier ab und bohrt sich dann selbst auf der dem Eingang entgegengesetzten Seite einen Ausgang durch die Nestwandung, während das Männchen durch seine Milch die Eier befruchtet. So lockt und drängt das Männchen mehrere Weibchen in das Nest. Genügt die Menge des abgelegten Laiches dem Männchen, so wird die hintere Nestöffnung verschlossen und nun stellt sich der Vater vor dem Eingangsloch zum Schutz der Brut auf, vertreibt die nach dem Laich künfternen Weibchen, wagt sich auch an größere Laichräuber und ist auch den ausschließenden Jungen noch längere Zeit ein aufopfernder Pfleger, indem er die vorwitzigerweise das Nest zu früh verlassenden Kleinen mit dem Maul ergreift und in die Kinderstube zurückspießt. Erst wenn die Brut sich selbst Nahrung verschaffen kann, wird der Vater sorgloser und überläßt dann seine Kinderchar sich selbst. —

Humoristisches.

— Präcis ausgedrückt. Münchner (zu seiner Frau, die auf belebter Straße beinahe von einem Wagen überfahren worden wäre): „Ja wascht, da darfst halt net lang umanandschann, da mußt halt a weng umanandschann.“ —

— Beweis. „Pastor Sänftlich scheint recht vergnügte Stunden erlebt zu haben während seines Besuchs in der Residenzstadt.“

„Hat er Dir erzählt?“

„Nein, aber er warnt immer so eindringlich, wach' Sündenpflucht das sei, ein zweites Sodom und Gomorha.“ —

— Ueberzeugung macht wahr! Ungläubiges Individuum: Die Klapperflosse ist nicht sechs Fuß lang, wie auf dem Anschlagzettel steht.“

Menageriebefitzer (sehr höflich): Oh bitte, hier ist ein Zollstab, der häufig ist offen, wollen Sie mir gefälligst selbst nachmessen.“ —

Notizen.

— Das Schiller-Theater wird noch vor den Osterfeiertagen eine Neueinstudierung von Ibsens „Brand“ bringen. —

— In München wurde das neue, der Künstler-Gesellschaft gehörende Künstlerhaus am Damerstag feierlich eröffnet. —

— Zwanzig Professoren der Wiener Universität, zumeist Mediziner, richteten nach einer Meldung des „V. T.“ an den Unterrichts-Minister ein Memorandum, worin sie den Protest ihrer Kollegen gegen Klimts Bild „Die Philosophie“ bekämpfen. —

— Elja von Schwabelsky wird im nächsten Herbst im Petersburger Kemetti-Theater ein russisches Privat-Theater einrichten. —

— Am 20. März 1810 wurden zum erstenmal in London die Vogen eines englischen Werkes auf der Schnellpresse, einer Erfindung des Deutschen Friedrich König, gedruckt. —

— In Frankfurt a. M. wurden im Jahre 1553 einige Schweine hingerichtet, weil sie ein in der Wiege liegendes Kind in Sachsenhausen angefrisst hatten. —

— In Buenos Ayres erkrankten am 3. und 4. Februar 303 Personen an Hirschlag, von denen 189 starben. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 1. April.